

Zeitschrift: Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur

Herausgeber: Verein für Bündner Kulturforschung

Band: - (1989)

Heft: 5

Buchbesprechung: Buchbesprechung

Autor: Collenberg, Cristian / Huber, Konrad / Toth, Alfred

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

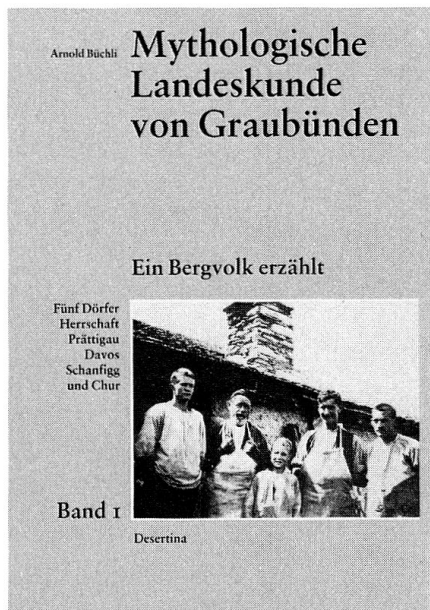
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechung



Mythologische Landeskunde von Graubünden

Bd. 1, von Arnold Büchli.

Zweite, erweiterte Auflage mit einer Einleitung von Ursula Brunold-Bigler. Disentis, Desertina Verlag 1989. 976 Seiten mit 181 Abbildungen, Fr. 98.—.

Jahrzehntelang hat der Aargauer Schulmann Arnold Büchli (1885–1970) seine Zeit, zunächst seine Freizeit, dann seine Lebenszeit der sogenannten Volkserzählung gewidmet. Seit 1942 hat er sich sozusagen ganz der Bündner Sagenlandschaft verschrieben, ist von Ort zu Ort gezogen, um ergiebige Erzählerinnen und Erzähler aufzuspüren. Dass er das dreisprachige Graubünden als Forschungsfeld gewählt hat, steht wohl in Zusammenhang mit der Überzeugung, die Büchli mit vielen Sammlern seiner und früherer Generationen teilte: dass die Ursprünglichkeit der Volksüberlieferung sich am besten in abgelegenen, hochgelegenen Tälern erhalten habe. (Er spricht auch von der «geistigen Selbstversorgung» der Bergler!) Immerhin hat er wie kaum ein anderer «Sagen» dort aufzuspüren versucht, wo man ihren Sitz im Leben vermutete, und seine Bemühungen um die Sprache seiner Erzähler (er erlernte die Bündner Landessprachen und befasste sich eingehend mit dem Problem der Registrierung von Lokalmundarten). So entstanden Aufzeichnungen, die Tausende von Druckseiten gefüllt hätten. «Hätten» darum, weil Büchli nicht mehr dazu kam, das gesamte Material für den Druck zu verarbeiten. Zu seinen Lebzeiten erschienen die Bände I und II; die ihnen zugrundeliegenden Materialien und die nichtedierten Aufzeichnungen kamen durch testamentarische Verfügung ins Staatsarchiv Graubünden.

Es ist wohl anzunehmen, dass Büchli während seines Weges vom Freizeit- zum Vollzeit-Sammler, wahrscheinlich während und wegen seiner direkten Kontakte im Aufnahmegebiet, ein anderes Arbeitsverständnis gefunden hat und dass seine Publikationsabsichten in den

fünfziger Jahren sich von den Vorstellungen der früheren Sammelzeit unterschieden haben. Viele Sammler verfolgten ursprünglich literarisch-künstlerische Absichten, sie sammelten interessante Sagen und Sagenmotive, um in einer Auswahl die «schönsten» und würdigsten Produkte an die Öffentlichkeit zu bringen. (Dazu gehört etwa Büchlis Publikation «Schweizer Legenden» vom Jahr 1943, worin Legenden nach dem damals herrschenden Geschmack nacherzählt wurden). Als Büchli sich an die Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde wandte, um die Möglichkeiten einer Zusammenarbeit und Unterstützung zu sondieren, musste er erfahren, dass man sich von dieser Seite her an seinen «literarisch-künstlerischen» Zielen störte. Dass man ihm vertraute, er werde «sein Ohr für das wirklich Volksechte» wohl noch so schärfen, dass seine Aufzeichnungen brauchbar würden, hat der Sammler wahrscheinlich mit einiger Bitterkeit zur Kenntnis genommen.

Band I der «Mythologischen Landeskunde» erschien 1958. Dieser Band beinhaltet die Volkserzählungen, die B. im Gebiet Fünf Dörfer, Prättigau, Davos, Schanfigg und Chur gesammelt hatte. Dass diese Publikation an Popularität an den später (1966) erschienenen Band II nie herankam, liegt vermutlich weder an der Aufmachung noch am Inhalt, sondern – paradoxerweise – an der kleinen Auflage. Das Buch war praktisch nur für Glückspilze und im Ausleih greifbar. Erst jetzt ist dieser Band in der zweiten Auflage erschienen, bearbeitet von Ursula Brunold-Bigler, die die Materialien gesichtet und redigiert, z.T. auch durch bisher Unveröffentlichtes ergänzt hat (s. unten). Das Buch beginnt mit einer aufschluss- und hilfreichen Einleitung der Herausgeberin, die sich auf das ganze Editionsprojekt «Mythologische Landeskunde von Graubünden» bezieht. Die Herausgabe des Nachlasses von Büchli wird rund 4000 Seiten umfassen. Als nächstes wird im Herbst der Band II erscheinen (Vorderrheintal und Imboden, dieser in einer dritten Auflage); Band III wird die bisher unedierte Sammelergebnisse aus dem Domleschg, aus den Hinterrheintälern, aus dem Albulatal, aus dem Engadin/Val Müstair und Italienisch-Bünden enthalten. Den Abschluss bildet dann der Einführungs- und Registerband, der für den April 1991 vorangekündigt ist.

Selbstverständlich ist man am meisten auf diese beiden Bände III und IV gespannt, und eine abschliessende Würdigung der Editionsarbeit ist erst dann möglich. Die hier vorliegende Besprechung muss sich notwendigerweise auf den eben erschienenen Band I beschränken und kann sich nur einige vorsichtige Bemerkungen über das ganze Projekt gestatten.

Sagensammlungen und Editionen sind Unternehmungen, die immer noch mit einer gewissen Gunst beim Publikum rechnen können.

Büchlis Bücher waren schon so angelegt, dass man mit verschiedensten Interessentengruppen rechnen durfte. Schon deswegen ist die Neuherausgabe der Mythologischen Landeskunde sehr willkommen. Sie ist deswegen noch willkommener, weil hier wertvolles, bisher unediertes Material zum erstenmal veröffentlicht werden kann, und sie ist drittens willkommen, weil man sich für eine Edition entschieden hat, die dieses Material auch für den wissenschaftlich Interessierten brauchbar macht.

Zweifellos prägt die Persönlichkeit des Sammlers die Sammlung in irgendeiner Weise, auch dann, wenn er bewusst, gewissenhaft und reflektiert sammelt. Inzwischen hat sich in der Volkskunde der Gedanke doch mehr und mehr durchgesetzt, dass Volkserzählungen (das gleiche gilt auch für andere Produkte der «Volksliteratur») nicht losgelöst von ihren «Produktions- und Reproduktionsbedingungen» gewürdigt werden können. Büchli hat sich diese Haltung schon vor Jahrzehnten zu eigen gemacht, wenn seine Gründe auch andere als wissenschaftliche gewesen sein mögen. Der unverkennbare Charakter seiner Sammlung entsteht durch die umfassende Art, wie er von der Landschaft zum einzelnen Ort und dort zum einzelnen Haushalt, zur Erzählerpersönlichkeit und zur konkreten Erzählsituation fortschreitet (auch im engen Sinn des Wortes!). Büchli hat in Graubünden mit über 1000 Erzählerpersönlichkeiten Kontakt gehabt, eine beeindruckende Zahl, die auch dann, wenn die Auslese nicht nach soziologischen Kategorien stattgefunden haben wird, eine gewisse Repräsentativität gewährleistet (er betont, dass alle Alters- und Sozialgruppen in seiner Sammlung vertreten seien). In der Folge wirkt die «Mythologische Landeskunde» sehr umfassend, recht systematisch und überdurchschnittlich zuverlässig. Sie ist auch in der internationalen Sagenliteratur rezipiert worden (zum Beispiel im Sagenbuch von Lutz Röhrich). Und doch auch bei dieser Art von Sammlung eines Mannes, der die Sage als Lebensinhalt gewählt hat, der Land und Leute wie kaum ein anderer gekannt haben muss und der seine Erzählerpersönlichkeiten individuell beschreibt und porträtiert, sogar hier wird einem bei einigermaßen kritischer Durchsicht bewusst, dass sie zahlreiche Fragen offen lässt.

Vielleicht ist es gut, wenn die Arbeit des Sammlers von einem kritischen wissenschaftlichen Kommentar begleitet, oder besser gesagt, ergänzt wird, der von einer anderen Person stammt. Bei der vorliegenden Edition kommt zum sachlichen Abstand des Wissenschaftlers noch der Zeitabstand, und beide Arten von Abstand nimmt die Herausgeberin, die ihre Aufgabe mit Akribie und Fachkenntnis angegangen hat, bewusst wahr.

In der ersten Auflage des ersten Bandes hat Arnold Büchli selber in einer ausführlichen Einleitung einiges von seinen Auffassungen über das Wesen der Sage preisgegeben, aber auch interessante Einblicke in seine Erfahrungen als Sammler gewährt. Die Herausgeberin kam natürlich nicht darum herum, Büchlis Sagenverständnis kritisch zu beleuchten; so wird auf die Zeitgebundenheit gewisser Überzeugungen von ihm hingewiesen und auf die Tatsache aufmerksam gemacht, dass auch Büchli eine Auswahl aus seinen vielen Aufzeichnungen treffen musste. Das war wohl unvermeidlich, wollte er sein Manuskript auf ein Mass beschränken, das Gönner/Auftraggeber und Verlag nicht ganz abschreckte. Darauf hingewiesen hat der Sammler selber in seiner Einleitung; was diese kurzen Bemerkungen in der Praxis bedeuteten, kann man erst dann klarer ermitteln, wenn man andere Äusserungen Büchlis beizieht, aus seiner privaten Korrespondenz beispielsweise. Noch aufschlussreicher ist der Vergleich zwischen dem im Jahre 1958 veröffentlichten Material und den Aufzeichnungen des Sammlers. Frau Brunold verweist auf die drei prinzipiellen Arbeitsschritte, die sich rekonstruieren lassen: Notizen in Kurzschrift, eine erste Reinschrift, druckfertige Vorlage in Maschinenschrift. Dazu kommt eine Mikroverfilmung der ersten Schreibmaschinenfassung 1951, die der Mäzen Ernst Grossenbacher gewissermassen als Sicherheitskopie erstellen liess (um die Aufzeichnungen vor dem Sammler, der von einem kritischen Kommentar von der Seite der wissenschaftlichen Volkskunde her deprimiert worden war, zu schützen!). Solche Dinge gehören auch zur Geschichte dieser Sammlung, und man ersieht aus den entsprechenden Hinweisen, dass auch Büchlis Arbeit von ermutigenden und weniger ermutigenden, institutionellen und privaten Gutachten begleitet und gefördert, aber eben hie und da auch ein bisschen in Frage gestellt wurde.

Die Einleitung der Herausgeberin beschränkt sich, was die wissenschaftskritische Würdigung betrifft, auf einige grundsätzliche Hinweise; Näheres bleibt für den Band IV aufgespart. Immerhin erfährt der Käufer/Leser einiges über die Auftraggeber, über die Förderer des Projekts, über die Arbeitsweise des selbsternannten Folkloreforschers, insbesondere aber auch über die Materialien, die in dieser erweiterten Auflage Eingang gefunden haben. Dabei handelt es sich um einen Abschnitt, der wegen der Reaktion einer Churer Familie unterdrückt worden war, dazu kommt ein Anhang mit späteren Einsendungen und mit weiterem Material, das aus verschiedenen Gründen nicht publiziert worden war.

Die vier Bände erscheinen unter dem Namen «Mythologische Landeskunde von Graubünden», also unter dem Namen, für welchen

Büchli sich selber entschieden hatte, nachdem der provisorische Titel «Graubündner erzählen. Die Stimme eines Bergvolkes in seiner Sage» gelautet hatte. Dieser Titel ist ihm zu wenig programmatisch gewesen. Wollte man das «neue» Verständnis der Sagen (als Erzählungen, in denen vom Leiden, von Ängsten und Nöten, Sehnsüchten, Hoffnungen und Träumen im Hinblick auf ein Dasein in menschlicher Würde die Rede ist, wie Ursula Brunold es ausdrückt) sichtbar herausstellen, müsste der Titel vielleicht entpathetisiert werden. So weit konnte die Herausgeberin kaum gehen, und der Verlag hätte es wahrscheinlich auch nicht gewollt. Das Titelbild auf dem Schutzumschlag jedoch zeugt von einem programmatischen Griff: es zeigt den Senn Steff Bernhard und seine Alpnechte vor der Alphütte und rückt damit die Erzählerpersönlichkeit und das Milieu der Erzählungen sichtbar ins Zentrum, womit man einen Schwerpunkt des Interesses von Büchli auch wieder akzentuiert. Andere Änderungen sind unscheinbar und dennoch wichtig, so wurden die Lebensdaten der Informanten kontrolliert und einige Illustrationen ausgewechselt. Auch diese Arbeit muss von einem Herausgeber geleistet werden, zeitraubende und nicht immer spannende Arbeit, umso mehr ist man froh, wenn sie von jemanden zuverlässig erledigt wird.

Eine Sagensammlung muss, soll sie auch für die Wissenschaft brauchbar sein, aufgearbeitet werden, selbst dann, wenn der Sammler scheinbar um grösste Transparenz bemüht war. Büchlis Sammlung weist den Vorteil auf, dass ein grösseres Gebiet von *einem* «Fachmann» durchgeackert wurde, wodurch eine gewisse Einheitlichkeit der Sicht beibehalten werden konnte. Der Vorteil der einheitlichen Sicht eines einzigen Sammlers relativiert sich aber durch die Beschränktheit eben dieser Sichtweise. Die (wertvolle) Publikation von verschiedenen Varianten der gleichen Erzählungen, zum Teil mit grossem geografischen und manchmal auch zeitlichen Abstand, vergrössert den Umfang der Sammlung und verursacht auch gewisse Schwierigkeiten beim praktischen Gebrauch. Irgendwie muss man sich einen Durch- und Überblick verschaffen. Erst dann kann das Material für die Diskussion von sehr interessanten Fragen (Verbreitung von Sagen, Quellen, Tradierung, soziologische Aspekte) fruchtbar gemacht werden. Damit das möglich ist, muss jemand Registrierarbeit leisten, und das heisst in erster Linie sorgfältige Analysearbeit. So wird das umfangreiche Werk zu einem brauchbaren, aber auch faszinierenden Nachschlagewerk werden. Und weil der Band III unbekanntes Materialien bringen wird, darf man auch auf Inhaltliches gespannt sein.

Cristian Collenberg

Buchbesprechung



Max Kettner

Hausinschriften

Darstellung und Interpretation einer Alltagskultur im Engadin, im Münstertal und im oberen Albula-tal.

Chur, Verlag Bündner Monatsblatt, 1988. 512 Seiten und ca. 400 Abbildungen. Fr. 65.—

Der stattliche, vom Verleger und von der Druckerei sehr schön, ja luxuriös ausgestattete Band füllt eine seit langem empfundene Lücke in unserer Kenntnis der Engadiner Volkskultur. In mühsamer Sammelarbeit hat Kettner die beeindruckende Zahl von 1044 Inschriften zusammengestellt, zu denen noch 148 «historische», das heisst, heute nicht mehr existierende Inschriften kommen. Alle Inschriften, sofern sie nicht nur Wiederholung eines immer wiederkehrenden Typus waren, wurden vom Verfasser photographiert, was auch dem Leser ein Miterlebnis des Abenteuers der Entzifferung ermöglicht. Angeregt wurde das Werk durch die mustergültige Sammlung von Hausprüchen aus dem Prättigau, die Robert Rüegg im Jahre 1970 publiziert hatte.

Das Vorwort des Verfassers gibt auf den Seiten 13–16 nützliche Anweisungen für das praktische Vorgehen bei der Sammeltätigkeit; Seite 24–26 folgt eine ausführliche Literaturliste, die zwar nicht ganz vollständig ist, die aber sämtliche vor dieser Publikation veröffentlichten Inschriften enthält. (Es fehlt zum Beispiel das «Bürgerhaus im Kanton Graubünden» von Erwin Poeschel, nicht benützt wurde das Heft «Bauwerke der Schweiz», Bd. V, 1905, auch das Zentralarchiv der Bauernhausforschung in Basel scheint nicht benützt worden zu sein). Das ändert alles nichts am Verdienst der Arbeit von Kettner, es hätte höchstens gezeigt, dass die «historischen Quellen» doch mehr hergeben, als es nach der Lektüre den Anschein macht.

Wie wichtig die Aufnahmen von Max Kettner sind, zeigt die Tatsache, dass von den 1859 von J. Tramèr gesammelten 125 engadinischen Hausinschriften heute (1989) 90 nicht mehr aufzufinden sind, sei es nun wegen Abbruch, Umbau, Renovation oder Feuersbrunst, und

auch von 26 Inschriften, die J.U. Gaudenz 1925 gesammelt hatte, sind sechzig Jahre später 50% bereits verschwunden.

In der nachfolgenden ausführlichen Einleitung werden die Inschriften nach den verschiedensten Kriterien geordnet. Diese Einleitung bringt viel Neues, ist aber doch nicht ganz befriedigend, indem die wichtigste Komponente, die soziale Bedingtheit, ausgeklammert wird. Denn es ist offensichtlich, dass für den Bau eines Engadinerhauses, und für seinen künstlerischen Schmuck, beträchtliche Kapitalien notwendig waren. Das zeigt sich sehr deutlich im Vergleich mit dem schönen Buch von J.U. Kőnz (auch einem Architekten) «Sgraffito im Engadin und Bergell». Die knappen Angaben über Baujahr und frühere Besitzer stellen die Haussprüche in den richtigen Kontext.

Kettnaker unterscheidet nach «Geschichtlichen Aspekten», und damit ist das Alter der einzelnen Inschriften gemeint (die älteste erhaltene Inschrift in deutscher Sprache stammt von 1554, aber nur neun Jahre später, 1563, folgt die erste romanische Inschrift). Die deutschen Inschriften verschwinden nachher fast gänzlich, an ihre Stelle treten z.T. sehr schöne, lateinische Inschriften. Das Aufkommen romanischer Inschriften ist wohl eine direkte Folge der Bibelübersetzung des Giachen Bifrun von 1560 und der Psalmübersetzung des Duri Chiampe von 1562.

Auf den Seiten 48ff folgt eine Aufgliederung nach Schrifttechnik, Format, dekorativem Beiwerk, gewählter Schriftart, Sprache, Versform, Orthographie und lesehemmenden Schreibfreiheiten. Dazu einige wenige Randbemerkungen.

Das seltene Vorkommen der Technik des Holz-Kerbschnittes im Engadin ist grösstenteils bedingt durch die Bauart. Alte Engadinerhäuser sind ja bekanntlich keine Steinbauten, sondern Blockkonstruktionen mit späterer Mauerummantelung, sodass eventuelle Inschriften gar nicht sichtbar sein konnten. Ebenso bedingt der Blockbau, wie ein Vergleich mit dem Simmental oder mit dem Zürcher Oberland zeigt, das Vorwiegen von langen, linearen Inschriften, während an der Mauer flächige Inschriften die Regel waren. Aufschlussreich ist auch die Verteilung der Inschriften auf Themenkreise: mehr als ein Drittel (bei den älteren Inschriften weit mehr als die Hälfte) haben einen religiösen Inhalt, wobei die beiden Psalmen 121.8 und 127.1 am häufigsten auftreten. Auffallend untervertreten ist ein zentrales Thema des Engadins: Heimat – Auswanderung und Rückkehr.

Bevor zu Detailfragen Stellung genommen wird, bleibt eine Grundfrage: Im Vorwort hat Jacques Guidon geschrieben: «L'inscripziun restess uschè quella bella expressiun da la poesia populara ch'ella es.»

Aber, welcher Kultur und welchen Volkes?

Die Inschrift 045, S. 4 lautet zum Beispiel:

*Lueg das Läbe / isch a Hatz
spring nüd so / chumm da gits Platz
uf em Bänkli hinderem Hus
ruet sichs so / pomadig us.*

Niemand wird vom Autor verlangen, dass er eine kritische Scheidung vornehme zwischen Kitsch und Volkskultur. Die beiden Begriffe gehören zusammen wie die Gartenzwerg und, z.B., die Malereien des Hans Ardüser im Domleschg. Aber es ist doch so, dass hier, nach unserer Meinung, zwei Kulturen zusammenstossen: die traditionelle Kultur des Engadiners, in jener Mischung von Heimatverbundenheit und Weltoffenheit, und die Feriengastkultur, wo der Hausspruch nicht viel mehr bedeutet als der Gartengrill und der Swimming-pool, wo er also zu einem reinen Repräsentationsobjekt geworden ist. Diese Frage hätte in der Einleitung mindestens gestreift werden müssen.

Ferner: wie definiert sich die Hausinschrift?

Häufig verzeichnet Kettner (Nr. 214)

*Chesa fabbricheda dal 1667; renoveda dal 1965 da R. v. Senger.
Sto suot protecziun dal chantun GR. Unter 389: Implant da tir
Chalavaina. Val Müstair 1983.*

Aber dann müssten mit gleichem Recht die zahlreichen Aufschriften von Wirtshäusern und Hotels erscheinen: Crusch Alva, Bristol. (nicht, dass ich sie vermissen würde. . .)

Eine ähnliche Einschränkung gilt für die Inschriften auf Grabmälern und Glocken. Es gibt im Engadin sicher mehr und bessere Grabinschriften, als die wenigen, die hier etwas unvermittelt im Text erscheinen. Und fast jede Glocke trägt eine Inschrift, und sei es nur das bekannte: «Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango.» Nach welchen Gesichtspunkten wurden sie ausgewählt? Man hätte sie wohl besser ganz weggelassen. Der Rezensent möchte nicht missverstanden werden: nicht das Fehlen so vieler Grab- und Glockeninschriften fällt auf, sondern die scheinbar willkürliche Auswahl. Nebenbei gesagt (S. 31): wo hat der Verfasser im Engadin eine Krypta gefunden?

Der Verfasser hat sich das Rätoromanische in erstaunlichem Masse angeeignet. Wie weit seine Übersetzungen ladinischer Inschriften von Fall zu Fall richtig sind, muss ich den Engadiner zur Beurteilung überlassen. Bewundernswert ist jedenfalls, wie Kettner fast unleserliche Inschriften in einleuchtender Weise rekonstruiert hat.

Zum Schluss noch einige Detailbemerkungen:

Auf Seite 91 stellt der Verfasser fest, dass die Übersetzungen der lateinischen Bibelzitate selten mit den entsprechenden Stellen aus der Lutherbibel übereinstimmen. Ich verstehe nicht ganz, was daran seltsam sein sollte: das Engadin war nie lutherisch. Die engadinischen Bibelübersetzungen der Frühzeit gehen meist auf die Erasmusbibel zurück, daneben, wie Siegfried Heinimann gezeigt hat, auf die vorreformatorische Predigtsprache.

Seite 32: *Scha il Segner non edificia la chiasa, laguran per ingota quels chi edifician quella.*

Die Korrektur in «lavuran» halten wir für richtig, sie ist auch diejenige der unterengadinischen Bibelübersetzung, aber eine «alträtoromanische Form *lagurar» ist uns nie begegnet. Möglich wäre sie jederzeit.

Nr. 532: eine vom Verfasser angenommene engadinische Familie Paran hat es nie gegeben. Der ganze Text bleibt unklar.

Auf Seite 462 beklagt der Verfasser die Eindeutschung romanischer Namen. Aber das von Kettner besprochene Beispiel: Manasrom. Vnà, ist denkbar ungeeignet, Vna heisst seit den ältesten Urkunden und bis ins 18. Jh. hinein ständig Manas oder Manaus. Die Form Vnà ist relativ jung. Die Einheimischen sagen Mna, Vna sagt man in Ramosch und Sent.

Nicht mehr auszurotten ist offenbar die vermutlich von deutschschweizerischen Feriengästen eingeschleppte Form Lüsai. Richtig heisst es Lusai. Aber da schon die Eidg. Landestopographie die Form Lüsai akzeptiert hat, kann man wohl nichts mehr dagegen machen. Es sei dem Rezensenten noch ein kurzer Exkurs gestattet, zum Vergleich des Engadins mit anderen Gegenden mit sehr grosser Häufigkeit von Hausprüchen. Ich denke hier an das Simmental und an Teile des Zürcher Oberlands, besonders Grüniger Amt. Es ist weiter oben gesagt worden, dass der Holzbau andere Inschriftsformen, lineare Inschriften, verlangt als der Steinbau. Im Simmental befindet sich die Inschrift auf dem grossen Bundbalken, der sich quer über die ganze Fensterfront hinzieht. Im Grüniger Amt, wo der Ständerbau vorherrscht, ist die Inschrift ausnahmslos an der langen Traufpfette angebracht, welche Wohnhaus, Tenn und Stall bindet.

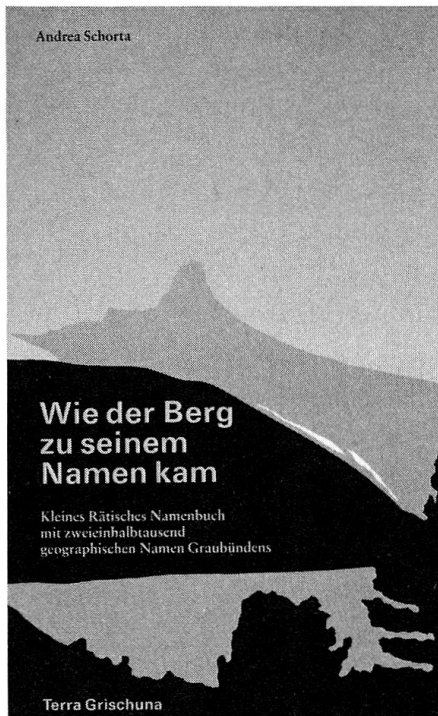
Auch inhaltlich unterscheiden sich die drei Gebiete, alle drei protestantisch, ganz wesentlich. Im Zürcher Oberland ist das religiöse Element meist auf einen kurzen Segenswunsch beschränkt. Ausführlich wird dagegen berichtet über den Bauherren, seine Ehefrau, und, was in Graubünden ganz fehlt, über den Lebenskostenindex. Ein Beispiel aus Greifensee mag für viele ähnliche stehen:

*Myn huss vertrauw in Gott den Herrn
Der alle Zeytt myn Geschlecht Thut ernehren.
Jacob Pfyffer zu Griffensee hatts lassen bauwen und syne
liebe Ehemahl Chatrina Zollicker. Und ist uffgericht worden
Den 26. Tag Abrel 1690 Jars. Und war der Zimber Meister
Hans von Tobel zu Ober Dürnten. Und galt das Mütt kernen
14 Pfund, und ein Saum wyn 36 Pfund. Und woll der Herr
erhalten dem Hus den in gang und us gang Byss in ewigkeit.
Ich Schulmeister Deniker zu Nänicken 1690.*

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass das Buch von Max Kettner einen bedeutenden Beitrag zur engadinischen Kulturgeschichte darstellt. Nach ihm wird niemand mehr Engadiner Hausinschriften sammeln.

Prof. Dr. Konrad Huber

Buchbesprechung



Andrea Schorta

Wie der Berg zu seinem Namen kam

Kleines Rätisches Namenbuch mit zweieinhalbtausend geographischen Namen Graubündens. 1988, Chur und Bottmingen/Basel: Terra Grischuna Verlag, Fr. 29.50

Seit mehr als sechzig Jahren beschäftigt sich Andrea Schorta, der Verfasser des «Kleinen Rätischen Namenbuches» (weiter: kRN), das wir hier anzuzeigen haben, mit der Geschichte der Bündner Orts-, Flur-, Gewässer- und Bergnamen. Wendet sich Schortas grosses, wissenschaftliches Rätisches Namenbuch (RN) in erster Linie an den sprachenkundigen Fachmann, so will die vorliegende, kleine Ausgabe «eine Gabe an jene Bündner und Freunde unseres Kantons sein, die ihn abseits der Landstrassen und Bahnen erwandern und erleben wollen» (S. 7).

Das Werk, dessen Erscheinen wir begrüßen und das ein längst bestehendes Desiderat erfüllt, ist in zwei grosse Hauptteile geschieden: Dem eigentlichen Namenbuch ist ein theoretischer Teil vorangestellt, in welchem die verschiedensten Aspekte der «Entstehung der Namenlandschaft» (S. 11–60) in verständlicher und flüssiger Sprache, illustriert anhand einer Fülle von Namenbeispielen und Bildern beschrieben werden¹. Diese Einführung, ein anregender und hochinteressanter Gang durch die mit der «areallinguistischen» Onomastik aufs engste verknüpfte Wirtschafts-, Sozial- und Kulturgeschichte sowie Geographie der rätoromanischen, deutschen und lombardischen Teile Graubündens und auch darüber hinaus, stellt in ihrer knappen und informativen Art eine der gründlichsten moderneren Darstellungen einer kleinen, aber äusserst vielfältigen Namenlandschaft dar: Jeder an der

Onomasiologie Interessierte wird sie künftighin mit grossem Gewinn konsultieren.

Das Onomastikon oder «Namenverzeichnis», das den zweiten Teil bildet, ist im wesentlichen ein kürzeres Exzerpt (umfassend rund 2500 ausgewählte Namen) des 2. Bandes des Rätischen Namenbuches (1964, 2. unv. Aufl. 1985). Bei den einzelnen Lemmata folgt auf den Namen, der das Stichwort bildet (wo nötig, um die Aussprache im jeweiligen Regionalidiom ergänzt) die Ortsangabe, wobei auf genauere Lagebezeichnungen verzichtet bzw. auf das grosse Rätische Namenbuch verwiesen werden musste. Stamm und Suffix(e) des jeweiligen Namens (und seiner allfälligen Verwandten) werden mit ihren (lat., vorröm., kelt., dt., rom.) Etyma in Beziehung gebracht und daraus erklärt². Da der *Dicziunari Rumantsch Grischun* gegenwärtig erst beim Buchstaben H angelangt ist, dürfte sich das kRN zudem auch für nicht namenkundlich am Rätoromanischen Interessierte in Ermangelung eines kurzgefassten etymologischen Wörterbuches des Bündnerromanischen anempfehlen.³

Schorta arbeitet gewissenhaft und zuverlässig. Dafür spricht auch, dass er in mehreren Fällen Deutungen, die im RN oder in den verschiedenen Nummern des «Bündner Clubführers» postuliert wurden, zurücknimmt bzw. sie modifiziert und ihnen, sofern möglich, die mutmasslich richtigen Etyma gegenüberstellt, so dass auch der Fachmann, will er sich über den jüngsten Stand der bündnerischen Ortsnamenforschung informieren, neben der «Standard»-Ausgabe gerne zur «Volksausgabe» greifen wird. Aus der Fülle des dargebotenen Materials sollen bloss ein paar Lesefrüchte aufgelistet werden: *Davos*, das RN II,674 als Plural zu **toṽātum* «verröfnet» stellte, wird nun überzeugender entsprechend *Dischma* < **decimāta* zu **octāvātum* «Achtel (als Wirtschafts- oder Verwaltungseinheit)» gestellt. Für *Saronna* (RN II,311: **serranda* «Bannwald») wird nun Abl. aus *sērōtinus* im Sinne von «spät reifend» erwogen. *Cavloc* ist nach RN II,120 **cubulum* «Lager, Höhle» + *-oceu*, gehört nach kRN zu lomb. *cavalocc* «Brückenstuhl» (und damit zu lat. *caballus* «Pferd»). *Crom*, *Hrom* (Ziraun) werden nicht mehr zu dt. Kram (so RN II,444), sondern zu *cront* «Felsvorsprung», mit Einmischung von *schwdt*. *Chromme* «Verschlag» gestellt. Aus sachlichen Gründen wird *Darlun* (Vrin, höchstgelegene Weide in der Alp Scharboda) nicht mehr wie in RN II,6 mit *erliung* «langer Acker» erklärt; das richtige Etymon muss in diesem Fall noch gefunden werden. Sehr interessant ist *Ortasee*: Während der Name in RN II,581 zum Maienfelder Personennamen Ort gestellt wurde (urk. 1476 *alpp genant Urtenser*), wird dieser Beleg im kRN unterdrückt und als Etymon kommentarlos Ableitung aus **urticētum*

«Nesselfeld» erwogen: Dabei könnte das rom. Ergebnis aus lat. -cētum durch dt. -see (Riedflächen) abgelenkt worden sein. Die Deutung von *Scabürwald* wird gestützt dank einer neuen oder jedenfalls in RN II,829f nicht erwähnten Bezeugung eines Personennamens *Spagurli* für Scharans (1548) mit Metathese *Sbagür, *Spagür > *Scabür. Eine erst nachträglich entdeckte urkundliche Form *Torpione* (1209) hat auch im Fall von *Trupchun* (RN II,870: augmentative Erweiterung zu altobereng. trabüch > trabüchun zu fränk. bük «Bauch») eine falsche Etymologie ausgeräumt. *Susauna* wurde in RN II,855 als Ableitung zum Ortsnamen *Zuoz* (*alp Zuozana*) gestellt. Hier haben ältere Belege (1285 *Sauzana*, 1344 *Salzana*) eine Verbindung mit lat. *salsus* «gesalzen» im Sinne von «wasserzügige, saure Wiese» ermöglicht. Piz da la *Margna* wird im kRN neu zum bergell. Familiennamen *Margna* gestellt, womit die Deutung in RN II,199 (lat. *margine* «Rand») hinfällig wird. Bei *Samest* (Ziraun), das von RN II,824 nach einem Vorschlage J.U. Hubschmieds zu kelt. *samo- «Sommer» mit dem vorröm. Suffix -este/-iste (vgl. *Triest* < *Terg-este*) «Sommersiedlung» gestellt wurde, wird im kRN nun Verbindung mit schams. *salmeast* «Bodenzins, Pfrundsteuer auf Grundstücken» zu rom. *salmertsch* «Mannsmahd» angenommen. Dazu ist *Samiastg Trun* (1847 *prau Salmiast*) hinzuzufügen, das also nicht, wie bis anhin vermutet, mit dem «veneto-illyr.-rät.» Suffix gebildet wäre. Linus Brunner (helv. arch. 70, 1987, 46ff) brachte *Peist* (fehlt im kRN) in Verbindung mit hebr. *peh* «Mund», setzte also **peh-isti* «Orakel der Estu» an, ebenso *Paistels* (RN II,775: ev. zu *pīstāre* mit -ulu) bei *Zernez* (mit -el < *ali* «der Göttin»; *Die rätische Sprache enträtselt*, St. Gallen 1987, 58), *Arumesti* (RN II,619: vielleicht < **ager domesticus*) in *St. Moritz* (ar. *ḥarām*, pl. *ḥurum* «heilig») und *Andiast*, vgl. RN II,614 (akk. *entu[m]* «Priesterin»). Entsprechend deutete er *Sameast/Samest* als «Himmel der Estu» (ar. *samā* «Himmel») Da er den Namen einer rät. Göttin *Estu* auch in den rätischen Inschriften vorfand, glaubte er, mit -este/-iste zusammengesetzte Namen seien nicht suffixale Ableitungen, sondern in Namen erstarrte Genetivverbindungen. Hierhin gehört auch vorröm. -annu/a, -ennu/a, worin Brunner den Namen des akkadischen Himmelsgottes *Annu sah* (*Die rät. Spr. enträts.*, S.78). Wie bei *Salmeast*, so ist aber auch hier Vorsicht geboten: So wird im kRN beispielsweise bei *Carmänna* (Tschierstchen), *Carmenna* (Arosa) im Gegensatz zu RN II,648 Verbindung mit rom. *culmeina* «Dachfirst» mit -eina < lat. -ēna erwogen. Einer der wenigen Namen, der wohl im ganzen Wortkörper vorröm. ist, ist *Roseg*, aus vorröm. **rosa* «Gletscher, Wildbach, Rufe» + -eg < -agiū, ein Suffix, das übrigens nur in diesem einen Namen in Graubünden gesichert ist.

Nicht alle Ortsnamen sind jedoch erwartungsgemäss entsprechend den regional verschiedenen romanischen Lautgesetzen entwickelt; häufig muss in der Toponomastik mit Entstellungen mannigfacher Art gerechnet werden: Schorta bringt S. 58f als Beispiel etwa das schöne *Fröschen(ei)* (Küblis), das nichts mit «Fröschen» zu tun hat, sondern volksetymologisch umgedeutetes lat. *fraxinētum (dazu auch *Faschnei* in Seewis) «Eschengehölz» ist. Volksetymologie auf einen Personennamen mag die Entstellung von rom. *prau curtgin* (Jenaz) «Einfriedung» zu *Pragmartin* und schliesslich zu *Pragg* gefördert haben. Doch auch weniger schlagende Beispiele – für den Linguisten oft nicht minder lehrreich – verzeichnet Schorta im kRN: *Affeier*, rom. *Viver* (< lat. *vivārium* «Fischteich»); *Ampervreila* (zu lat. **bovārīle* «Rinderalp»); *Bandur* (< rom. *bagnadoir* «Badewanne»); schön *Bode-nei*, *Bugnei*, *Motnaida*, *Padinia* (alle zu lat. **betul(l)nētu* «Birkenwald»); *Calvaresc* (< **caprāricium* «Ziegenweide»; mit rom. Liquidemetathese wie auch in *Carfil* < *caprīle*); *Camischolas* (< **campus de bestia*; im Sinne von «Weideland»); *Canard* (zum Eigennamen Leonhard, rom. *Glianard*, mit dt. Unterdrückung der Palatalisation); *Car-daletsch*, *Curaletsch*, *Gargialetsch*, *Grialetsch* (alle aus lat. **gregāricium* «Schafweide»); rom. Entstellung eines dt. Namens liegt vor in *Carniec* zu Grünegg; bei *Charetsch* (< **vaccāricium* Kuhweide») und *Danusa* (< rom. *cardun* «Distel» + *-ōsa*: «Distelboden») ist die unverständlich gewordene Anlautsilbe gefallen; *Durschei* geht wie *Nurschai* und südtir. *Urtijëi* (it. *Ortisei*) auf **urticētum* «Brennesselfeld» zurück; interessant *Feldis*, rom. *Veulden* aus Hippolytus über **Evoledus*; zu einer 1274 bezeugten *alpis Finua* «Grenzalp» wurde in rom. Munde *Fenga*, dt. *Fimbertal* gebildet; der *Lo(h)lenpass* heisst rom. *Tagliolas*, was eine Deminutivbildung zu gall. *attegaia* «Hütte» mit *-ola* nahelegt; *Malfrag* (rom. *aua* < *aquālis* «Bach» + *frai* < **frigidus* «kalt»); neben *Müstair*, *Mustér* gehen auch *Mistail* und vielleicht *Monstein* (Davos) auf lat. *monastērium* «Kloster» zurück; die *Val Nügli* geht nicht auf **nūllia* «nichts» zurück, sondern ist volksetymologisch umgebildet aus **vallucula*, *Nurschellas* aus **vallicella* «Tälchen»; bei *Plamfie* wurde, wie so oft bei Pflanzennamen, der zweite Bestandteil, rom. *figieu* < **fāgētū*, unverständlich («Buchenwald»); *Puspes* (< lomb. *bosch* «Wald» und rom. *spess* < lat. *spissus* «dicht»); *Rameidels* (< **ulmētum* «Ulmenhain»); *Ransun* (< lat. *redēptiōne*, im Sinne von «ausgekaufte Allmend»); *Soblantin* geht auf den Hl. Valentin, *Salaschigns* auf den Hl. Innocenz, *Salastrains* möglicherweise auf einen Personennamen Silvester zurück; *Surücha* erklärt sich aus lat. *super/suprā* und *aqueductus* («über der Wasserleitung»); *Schlinigross* (< **acerīna* «Ahornwald», dazu wohl auch *Schiers*; *Schreus* < **acerētū*); *Uors*, *Vuorz*

gehören nicht zu lat. *ursus* «Bär», sondern zu *bifurcus* «Weggabelung»; *Zervreila* (< (*alpis*) **superāria* «oberste Alp»); *Valtanna* ist aus rom. *fontana* «Quelle» entstellt. Interessant ist auch Piz *Ucello*, dt. *Vogelberg*, wo volksetymologische Umdeutung aus gall. *ouxellos* «hoch» zu lat. *aucellu* «Vogel» vorliegen könnte.

Die angeführten Beispiele aus Schortas «Kleinem Rätischem Namenbuch» vermögen vielleicht aufzuzeigen, wie spannend die sprachwissenschaftliche Beschäftigung mit der Ortsnamenforschung sein kann, wie problematisch aber im einzelnen Deutungen oft zu sein pflegen. Dabei erstaunt auch nicht, in wie vielen Fällen im kRN «Etymologie dunkel» oder Möglichkeitsfloskeln zu lesen sind. Man bedenke: Die Abteilung «Fragliches, Varia» des grossen Rätischen Namenbuches nimmt mit ihren rund 300 Seiten den ganzen zweiten Halbband von RN II ein! Manche Namen werden vielleicht – einmal in die etymologische Finsternis geraten – zeit ihres Bestehens innerhalb der bündnerischen Toponomastik im Dunkeln bleiben.

Alfred Toth

- ¹ Wie schon im RN (vgl. dazu die Rezension von H.G. Tuchel, Rom. Forsch. 79, 632, Anm. 1), so findet man allerdings auch im kRN neben eigentlichen Fehlern hin und wieder typisch schweizerische oder heute veraltete Ausdrücke, etwa: «Der Anlaut *B-* ist wohl eine Zusammensetzung *Alp Alnisc*, woraus *Albalnisc*, *al Balnisc* zu erklären» (s.n. *Balnisc*); «vom Windsturm oder Lawine umgelegter Wald» (*Fracha*); «(. . .) für ein Gebiet, wo Kühe leicht erfallen oder sonst Gefahren ausgesetzt sind» (*Magliavachas*); «bedürfte noch der Erwarnung durch Augenschein» (*Urmena*; *Miedra*); Läger (*passim*); «aus lat. *vulsus* «herzschläch-tig»» (*Peder Bucs*). Vgl. dagegen das mit in die Sammlung aufgenommene Lemma «*Hajaho*» («Schwd. *Haiaho* bedeutet «Jauchzer, Jubelruf . . .»).
- ² Vorsicht ist aber bei Schortas Verwendung der Termini «vorrömisch», «rätisch», «veneto-räto-illyrisch», bes. auch bei «spät-», «mittel-», «rätolateinisch», «altromanisch», «frühromanisch» geboten. In einigen Fällen steht zudem vor einem bezeugten lat. Wort zu Unrecht ein Asterisk, in anderen Fällen ist er weggelassen, wo er stehen müsste. Wir können im Rahmen dieser Besprechung nicht darauf eingehen.
- ³ In diesem Sinne wäre es vielleicht auch für eine «Volksausgabe» nicht unnütz gewesen, wenn Schorta seinem kRN zusätzlich ein Register der Etyma beigegeben hätte.

Anmerkungen